

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 31 (1927-1928)
Heft: 14

Artikel: Im Reiche des Sonnengottes : Reise durch Ecuador und das östliche Peru [Fortsetzung]
Autor: Hintermann, H.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-667528>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 17.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Im Reiche des Sonnengottes.

Reise durch Ecuador und das östliche Peru.

Von Dr. H. Hintermann.

(Fortsetzung.)

Dank der großartigen und artenreichen Vegetation seiner engeren und weiteren Umgebung wäre der Tambo von San Germin eine geradezu ideal gelegene Station für eine genauere Untersuchung namentlich der vertikalen Verteilung der Pflanzen und der Insekten an den noch wenig bekannten Ostabhängen der Ostfordillere. Das mustergültige Rasthaus selbst, das den größten Teil der Zeit völlig leer steht, würde ein bequemes Arbeiten ermöglichen und wäre auch zu längerem Aufenthalte trefflich geeignet. In letzterem Falle müßte allerdings für regelmäßigen Lebensmittelnachschub von Papallacta oder Quito her gesorgt werden, da der Wald selbst arm an größerem Wild ist und im Rio Maspa der reißenden Strömung wegen Fische kaum vorkommen.

Der folgende Morgen begann mit einem dramatischen Zwischenfall. Unmittelbar vor dem Aufbruch erklärte der ältere Träger mit großer Zungenfertigkeit, daß er an diesem Tage nicht weiter als bis zu den nur drei Stunden entfernten Hütten von Baeza gehen werde. Mein Führer war damit natürlich nicht einverstanden, da wir bei der Festlegung der Route eine doppelt so große Distanz vorgesehen und auch unsern Proviant, der sowieso äußerst knapp war, entsprechend eingeteilt hatten. Als der Träger sah, daß seinem Wunsche nicht entsprochen werde, warf er seine Last ohne weiteres zu Boden und erklärte, daß er in diesem Falle einfach nach Papallacta zurückkehren werde. Nun aber bekam ich einen Begriff von der Behandlung indianischer Träger in Ecuador. Mein Führer und der Hüttenwart fielen sofort mit Stöcken über den Widerspenstigen her, und ohne mein energisches Dazwischentreten hätte er sicher die in solchen Fällen übliche und gesetzlich erlaubte Tracht Prügel erhalten. Die üble Behandlung, die man den Indianern seit Jahrhunderten angedeihen ließ, hat natürlich auf deren Charakter höchst ungünstig eingewirkt. Infolge der ständigen Unterdrückung und Ausbeutung sind sie vielfach heimtückisch und verschlagen geworden und suchen den Wei-

ßen zu betrügen, wo sie nur können. Auch der Alte gehörte zu dieser Sorte. Ich erklärte ihm zu seiner Beruhigung, er solle vorläufig nur bis Baeza mitkommen, wenn er dann zu erschöpft sein sollte, würden wir auf keinen Fall weitergehen. Daraufhin nahm er seine Last, lief damit etwa zwanzig Meter und fiel dann, wie ich deutlich beobachten konnte, absichtlich auf den weichen Boden. Dort blieb er liegen, indem er jammerte, er habe sich ein Bein gebrochen. Als jedoch der Führer mit dem erhobenen Stöcke herbeirannte, stand er sofort auf, nahm seine Last und zog damit rüstig weiter.

Zunächst führte der zwar schmale, aber gute Pfad noch längere Zeit völlig eben durch den herrlichen Hochwald. Später zog er sich wieder, dem offenen Ufer des Flusses entlang, ziemlich steil bergab. Nach etwa einer Stunde gleichmäßigen Marschierens erreichten wir das einsam gelegene Gehöft von Quijos (sprich Quichos) und wenig später eine noch im Bau begriffene Hängebrücke. Diese führt in kühnem Bogen über den wildtösenden und an dieser Stelle sehr gefährlichen Rio Maspa nach dem rechten Ufer hinüber.

Leider war der Boden der Brücke noch nicht gelegt; nur einige lose hintereinander gelegte schmale Bretter ermöglichten den Übergang. (Siehe Abb. S. 303.) Da die Seile beim Betreten der Brücke stark ins Schwanken kamen, wollten die Träger mit ihren Lasten zunächst nicht hinüber. Nach längerem Hin und Her entschloß sich die Frau als erste zu dem Wagnis, dann folgte der Führer und die beiden andern Träger. Ich selbst war zurückgeblieben, um den Übergang im Bilde festzuhalten. Auf dem jenseitigen Ufer hörte plötzlich jeder gebahnte Weg auf, und das Marschieren wurde von Minute zu Minute schwieriger. Solange die Wegspuren durch eine breite Dichtung abwärts führten, sank man nur etwa schuhtief in den aufgeweichten schlammigen Boden. Bald aber betraten wir an einem steilen Abhange einen schmalen Durchpaß, der in hohen Wald mit dichtem Unterholz führt.

In der Nacht hatte es gründlich geregnet, und der Pfad war durch das von allen Seiten herabströmende Wasser zum regelrechten Sumpf geworden. Da wir bei jedem Schritt knietief in den Morast einsanken und jedes Ausweichen des dichten Unterholzes wegen ausgeschossen war, sahen wir nach einer halben Stunde mehr wandernden Lehmklumpen als menschlichen Wesen gleich.

Als der Wald endlich aufhörte, zweigte die Wegspur unvermittelt rechtwinklig ab und führte auf morastigem Boden eine weitere halbe Stunde steil bergauf. War das Vorwärtsgelangen schon auf der ebenen Waldstrecke mühsam gewesen, so erst recht hier, wo der unvermutet Abwärtsgleitende umsonst seine Hand nach einem haltbietenden Fels oder einer rettenden Wurzel ausstreckte. Trotzdem arbeiteten sich die schwerbeladenen Träger mit großem Geschicke durch den Morast hinauf, so daß wir schon kurz nach zehn Uhr den trockenen Staffel erreichten, auf dem die Hütten von Baeza liegen.

Nach den Berichten Oculatis war Baeza früher eine große und stattliche Siedelung. Wie so viel andere Niederlassungen im ecuadorianischen Oriente und insbesondere am Napo ist auch sie arg zurückgegangen. Zur Zeit der Reise Oculatis (1847) stand an der Stelle, wo wir uns befanden, nur eine einsame, rings von Wald umgebene Hütte. Heute erheben sich dort auf einer großen, ansehnlichen Lichtung im ganzen sieben Bambushäuser von Indianern (siehe Abb.). Als wir ankamen, tummelten sich auf dem freien Platze nur einige schwarze Schweine, sonst war weit und breit kein Lebewesen zu erblicken. Offenbar arbeiteten die Besitzer der Hütten auf ihren weiter entfernt liegenden Pflanzungen.

Da es noch sehr früh war, gedachte ich bis Mittag zu rasten und am Nachmittage bis zum Rio Bermejo (sprich Bermecho = roter Fluß) weiter zu marschieren. Kaum hatten wir uns aber zur Rast auf einige Steine niedergelassen, so erschien auch schon der alte Träger wieder, kniete vor mir nieder und flehte mit gefalteten



Bambus-Haus von Dumbo-Indianern in Baeza.

Händen „por amor de dio“, wir sollten heute nicht weiter gehen, sondern in Baeza übernachten; er hätte starke Rheumatismen in den Beinen und könnte unmöglich weiter marschieren. Die freie Zeit werde er vor allem benützen, um seine Schmerzen durch Einreiben mit gewissen Kräutern loszuwerden. Als ich ihm daraufhin, von seiner Krankheit nicht völlig überzeugt, einwandte, daß wir mit unserem Proviant sehr knapp seien und bis Archidona durch menschenleere Wildnis ziehen müßten, wo nirgends etwas Eßbares aufzutreiben sei, versprach er feierlich, am folgenden Tage das Versäumte nachzuholen und, wie ursprünglich vorgesehen, bis zur Cosangabrücke zu marschieren. Auch die Frau und der andere Träger, ein stiller ruhiger Bursche, kamen herbei und baten, ich solle dem Wunsche des Alten entsprechen. Ich frug den Führer um Rat und dieser meinte nun ebenfalls, wir sollten bleiben und dafür versuchen, unsern knappen Proviant bei den am Abend vom Felde heimkehrenden Indianern zu ergänzen. Im übrigen werde er schon dafür sorgen, daß wir am folgenden Tage trotzdem bis an den Cosanga kämen. So willigte ich schließlich in die Rast ein und wir benützten die Gelegenheit, unsere total verschlammten Kleider zu reinigen und die Carga der Träger zweckmäßiger zu verpacken. Dabei erbot sich die Frau freiwillig, einen Teil der Last des Alten zu der ihrigen zu nehmen, so daß letzterer selbst nicht einmal die Hälfte des üblichen Gewichtes von etwa fünfzig Kilo zu tragen hatte.

Am Nachmittage bekam ich Gelegenheit zu sehen, wie die Papallacta-Indianer ihre, der großen Temperaturunterschiede wegen weit verbreiteten Rheumatismen zu behandeln pflegen. Die Frau kniete vor dem Alten nieder, spuckte ihm wohl eine Viertelstunde lang immer von neuem auf den entblößten Oberschenkel, wobei sie ihm zugleich eine Anzahl Kräuter solange darauf hin und herrieb, bis unter der Schmutzkruste die bloße Haut wieder zum Vorschein kam. Dieses ganze Verfahren wurde im Verlaufe des Nachmittages noch mehrmals wiederholt, worauf mir der Alte auf meine Fragen bestimmt versicherte, daß seine Schmerzen nunmehr endgültig verschwunden seien. Im weiteren Verlauf der Reise konnte ich zwar die merkwürdige Beobachtung machen, daß seine Rheumatismen stets in einem bestimmten Zusammenhang mit der Güte des jeweiligen Wegstückes standen. Immer dann, wenn er vor rheumatischen Schmerzen nicht mehr weiter konnte, kam bald darauf ein besonders sumptiges und mühseliges Wegstück. So erkundigte ich mich täglich mehrmals und teilnehmend nach seinen Schmerzen und freute mich stets aufrichtig, wenn ich von ihm eine gute Antwort bekam.

Mit einbrechender Dunkelheit kamen endlich die Besitzer der Hütten mit ihren Kindern vom Felde zurück. Wenn ich aber geglaubt hatte, daß wir nun ohne weiteres in die bisher verschlossenen Behausungen eintreten und unsere Hängematten aufspannen könnten, so hatte ich mich arg getäuscht. Die Indianer gingen zunächst, ohne uns große Beachtung zu schenken, hinein, dann traten unsere Träger an die Türe. Dort sprachen sie wohl gegen zehn Minuten lang auf Ketschua in einem monotonen, sehr demütigen Tonfall. Leider verstand ich von dem Inhalt der langen Rede, die so wie ein mechanisch auswendig gelerntes Gedicht vorgetragen wurde, nichts. Die einzigen spanischen Wörter, die darin immer wieder vorkamen, waren *compadre* und *comadre* (Gevatter und Gevatterin). Wie mir der Führer mitteilte, ist diese lange Begrüßungsanrede auch bei den Yumbo von Archidona und Umgebung allgemein Sitte. Niemand darf sie übergehen oder unterbrechen, ohne scharfe Zurechtweisung oder grobe Beschimpfung dafür in den Kauf nehmen zu müssen.

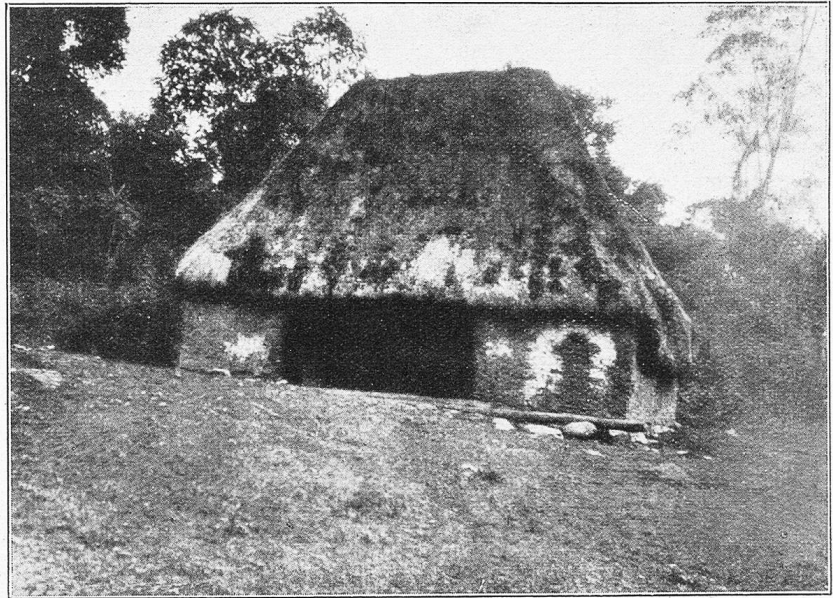
Nachdem die lange Begrüßungszeremonie zwischen meinen Trägern und den Wirten zu

Ende war, konnten wir in die Hütte selbst eintreten. Diese war groß und im Innern durch eine Wand aus Bambusbrettern in zwei Teile getrennt. Im Vorraum, der offenbar zum Aufenthalt tagsüber diente, lag die Feuerstelle, der hintere Raum dagegen diente als Schlafgemach für die Familie. Mein Führer und ich spannten unsere Hängematten zwischen zwei Balken im Vorraume auf, während die Träger es sich nach ihrer Sitte auf dem Boden bequem machten. Um sie herum tummelten sich eine Anzahl Hühner und Meerschweinchen, da dieses Gemach offenbar zugleich auch als Stall für das Kleinvieh diente. Der Führer, der sich schon am Vortage als ein guter Koch erwiesen hatte, machte sich sogleich an die Herstellung einer kräftigen Reissuppe. Auf unseren Wunsch lieferten uns die indianischen Wirtsleute dazu einen fetten Hahn, dessen Zubereitung wir dem alten Träger überließen. Mit sachkundiger Miene streckte er ihm den Hals, rupfte ihn und warf die einzelnen Stücke des Fleisches in den Kessel. Zwei Meerschweinchen, die einen besonders zarten Braten zu liefern versprochen, wurden für meinen Führer und mich geschlachtet und gesondert zubereitet. Inzwischen benützte ich die Gelegenheit, um mir draußen bei den letzten Strahlen der untergehenden Sonne die Landschaft anzusehen.

Während man von dem in einer Mulde liegenden Papallacta keinerlei Aussicht auf eine weitere Umgebung genießt, sind dem Blick von dem frei auf einer Anhöhe postierten Baeza gegen Osten zu keine Grenzen gesetzt. Endlos wie das Meer dehnten sich zu meinen Füßen im Abendscheine die ungeheuren Urwälder der Tiefebene aus, und fern am Horizonte verschwand die Trennungslinie zwischen Firmament und Erde in leichtem Nebeldunst. Auf der entgegengesetzten Seite, dem Antisana zu, streben die gleichfalls dicht bewaldeten Vorberge der Ostfjordillere senkrecht zur Hauptkette nach der Ebene hinaus. Die ganze Landschaft ist rund herum in Grün getaucht, allein dieses Grün hat Hunderte verschiedener Nuancen, so daß es auf den Menschen zwar beruhigend, keineswegs jedoch eintönig wirkt.

Nach Sonnenuntergang fiel die Temperatur rasch und unvermittelt von 18 auf 12 Grad hinunter. Schon schickte ich mich deshalb an, ins Haus zurückzukehren, als plötzlich aus dem Waldweg heraus einige Yumbo-Indianer

kamen. Ich ging ihnen entgegen und fragte sie spanisch, woher sie kämen. „Correios somos, da Archidona venimos!“ (Boten sind wir und kommen von Archidona), lautete prompt die Antwort. Schon freute ich mich, mit ihnen ins Gespräch zu kommen, um Näheres über die Niederlassungen ihrer Stammesbrüder zu erfahren; allein bald stellte es sich heraus, daß sie außer dem eben erwähnten Satze kein Wort Spanisch verstanden. Da eine Verständigung nicht möglich schien und die Leute zudem von dem Marsche müde und hungrig waren, ließ ich sie unbehelligt und kehrte in meine Hängematte zurück.



Papallacta. Haustypus.

10. Kapitel.

Durch den Sumpfwald und die Sierra de Guacomayo.

Da wir am folgenden Tage des spärlichen Proviantes wegen unter allen Umständen die Gofangabrücke erreichen wollten, brachen wir bald nach fünf Uhr früh von Baeza auf. Der „Weg“ führte zunächst steil bergauf durch hochstämmigen Urwald. Prächtige Farnbäume, Moose und Überpflanzen aller Art gaben auch hier der Vegetation ihr charakteristisches Gepräge. Während der Nacht hatte es wieder geregnet. Der Boden dampfte und war derart schlüpfrig und verschlammmt, daß die Träger alle Augenblicke ausglitten und oft samt ihren Lasten die Steilhänge hinunterrutschten. „Buen camino“ (guter Weg) meinte der Führer trotzdem lobend. Zunächst glaubte ich, er spreche bloß ironisch, allein die Erlebnisse der nächsten Tage ließen sein Urteil in einem wesentlich anderen Lichte erscheinen.

Da die Indianer nur mühsam vorwärts kamen, zog ich allein voraus, meinen Begleiter vorsichtigerweise als Wache bei den Leuten zurücklassend. Durch stark hügeliges, dicht bewaldetes Gelände führt der schmale, stellenweise halb verwachsene Pfad fortgesetzt bergauf und bergab. Gegen Mittag erst senkte er sich in das ziemlich breite und tiefe Tal des Rio Vermejo. Durch die Regenwasser war dieser normaler-

weise vermutlich nur harmlose kleine Fluß zum reißenden Bergstrom angeschwollen. Eine Brücke war nicht vorhanden; dagegen sollte ein an zwei Pfähle gespanntes, arg verrostetes Drahtseil den Übergang bei Hochwasser ermöglichen. Beim Nähertreten gewahrte ich jedoch, daß auch die beiden Stützpfähle stark angefault und unsicher waren. Infolgedessen versuchte ich zunächst hinüber zu schwimmen, wurde jedoch von der reißenden Strömung wieder ans Ufer zurückgetrieben. Nun probierte ich das Drahtseil. Daran hangelnd, gelangte ich bis in die Mitte des Flusses. Plötzlich ließ das Seil nach, und ich glaubte schon, ich würde damit stürzen und von den wildschäumenden Wassern weggerissen; allein zum Glück hatte nur der eine Pfahl durch die starken Schwankungen seinen Halt in dem durchweichten Erdboden verloren und war schief zu stehen gekommen. Dadurch hatte sich das Seil soweit gesenkt, daß ich mit dem Rücken beinahe die Wasserfläche berührte. Mit unendlicher Vorsicht kroch ich weiter und erreichte nach hängen Minuten endlich das jenseitige Ufer. Dort legte ich zunächst meine völlig durchnässten Kleider zum Trocknen und wartete die Ankunft meiner Begleiter ab.

Als diese nach einer Stunde endlich erschienen, waren sie sehr froh, daß ich bereits am jenseitigen Ufer drüben lag. Da die schweren Lasten an dem unsicheren Seil nicht hinübertransportiert werden konnten, wurden zunächst die morschen Pfähle durch andere verstärkt. Dann packten die Angekommenen auf meine

Weisung das solide Gletscherseil, das ich vorsichtigerweise nicht mit den andern überflüssig gewordenen Sachen nach Europa zurückgeschickt hatte, aus. Mein Führer band sich das eine Ende um den Leib, während die Indianer das andere festhielten. Auf diese Weise konnte er ohne Gefahr an dem unsicheren Drahtseil auf meine Seite herüber klettern. Nunmehr wurden zunächst an Schlingen die Gepäckstücke über den Fluß gebracht, und hierauf kletterten auch die beiden Träger sowie die Frau zu uns herüber.

Bei diesem schwierigen Übergang über den Rio Vermejo hatten wir ziemlich viel Zeit verloren, und da es wieder zu regnen begann, schlug ich vor, am Ufer des Flusses einen schützenden Tambo zu errichten, unter dem wir die weitere Entwicklung des drohenden Unwetters abwarten könnten. Allein diesmal war es der alte Träger, der unbedingt auf dem Weitermarsche beharrte. Wie am Vortage fiel er vor mir auf die Knie und flehte wieder mit gefalteten Händen „por amor de Dio“, daß wir sofort aufbrechen sollten. Diese sklavische Unterwürfigkeit war mir im höchsten Grade widerlich. Am liebsten hätte ich ihm dafür, daß er seine Menschenwürde so weit vergaß, einen Fußtritt gegeben, allein ich überlegte mir noch rechtzeitig, daß seine Handlungsweise nur eine natürliche Folge der jahrhundertelangen Unterdrückung der Indianer durch die Weißen sei und daß den Leuten dieses kriecherische Benehmen schon von Kindheit an erzogen wurde. Auf meine Frage, warum er denn trotz des strömenden Regens

nicht warten wolle, erklärte er ganz vernünftig, weil wir sonst den Tambo am Cosanga nicht mehr erreichen würden und mitten im ärgsten Sumpfwalde übernachten müßten. Diese Überlegung leuchtete mir ein. Wir suchten die Lasten, so gut es ging, durch die mitgenommenen Wachstücher, die sich übrigens während der ganzen Reise als überaus praktisch erwiesen, zu schützen und marschierten trotz des Unwetters durch den Sumpfwald weiter.

Wieder zog sich der total verschlammte Pfad wie vorher durch völlig menschenleere Wildnis stundenlang bergauf und bergab. An manchen Stellen führte er beinahe senkrecht an den Steilhängen empor, so daß wir mühsam von Wurzel zu Wurzel klettern mußten und jeden Augenblick Gefahr liefen, in die Tiefe zurückzustürzen. Längere Zeit folgten wir hierauf dem Ufer eines breiten reißenden Flusses, dessen hochangeschwollene Fluten beide Seiten überschwemmt hatten, so daß uns nichts anderes übrig blieb, als knietief durch das Wasser zu waten. Infolge der Verzögerung beim Übergang über den Rio Vermejo war die Zeit schon stark vorge-rückt, und da bald nach sechs Uhr bereits die Nacht hereinbrach, waren wir gezwungen, das letzte Stück des Weges in völliger Dunkelheit vorwärtzutaufen. Gegen neun Uhr endlich erreichten wir die halbzerfallene Brücke über den Cosanga und waren damit am vorläufigen Ziele unserer Wanderung angelangt. Der lang ersehnte Tambo stand zum Glück noch am diesseitigen Ufer, denn in der Dunkelheit wäre der Übergang über den breiten und reißenden Strom

ein gefährliches Unterfangen gewesen. Allein der Unterkunfts-ort selbst bestand nur aus einem etwa acht Quadratmeter großen Blätterdach, das durch zwei Stecken schräg gestellt war. Einen Schutz gegen Regen bot es zwar nicht, immerhin war der Boden darunter nicht derart versumpft wie rund herum, so daß wir wenigstens hoffen konnten, unter dem Tambo ein Feuer zustande zu bringen. Das von den Indianern gesammelte Holz war allerdings völlig durchnäßt, und wir brauchten gut einen halben Liter Petrol, bis es endlich so weit brannte, daß wir ein Kochgeschirr auf-



Sierra de Guacomayo. Tropischer Regenwald mit Überpflanzen.

stellen konnten. Mein Führer erwies sich von neuem als ganz vorzüglicher Koch, der sich namentlich auf die Herstellung von Reissuppe ausgezeichnet verstand. Frierend und zähneklappernd saßen wir um das schlecht brennende Feuer herum und warteten heißhungrig auf das kärgliche Mahl. Der Regen hatte immer noch nicht völlig aufgehört, und während der ganzen Nacht hörte ich zwischen dem wilden Rauschen des nahen Stromes das einförmige Plätschern der Tropfen auf dem Blätterdach. An Schlaf war in den klitschnassen Kleidern sowieso nicht zu denken, und so lauschte ich stundenlang dem halblauten Ketschua-Gespräch der neben mir liegenden Träger. Allein so sehr ich mir auch Mühe gab, einzelne Brocken davon zu verstehen, so blieb mir der Inhalt der Rede doch völlig fremd.

Von den anders sprechenden Indianern des ecuadorianischen Oriente soll das Ketschua viel leichter gelernt werden als das Spanische, allein dem Europäer bereitet es wesentlich größere Schwierigkeiten. Der Grund mag darin zu suchen sein, daß das Ketschua als vorwiegend gutturale Sprache eine Menge Laute aufweist, die durch kein europäisches Alphabet ausgedrückt werden können. Dazu kommt noch, daß das Erlernen einer andern europäischen Sprache der vielen ähnlich lautenden Wörter wegen ziemlich leicht ist, während dem Ketschua jede Beziehung zum europäischen Wortschatz abgeht. Charakteristisch für diese Indianersprache ist das häufige Auftreten der Vokale u und a, die, mit einem h verbunden, die vielgebrauchte Silbe hua ergeben. Die Spanier, die in ihrer Sprache für Flußnamen die vom arabischen Wadi (= Fluß) stammende Silbe Gua haben, verstümmelten das indianische hua ebenfalls zu gua, so daß heute eine Reihe geographischer Ortsnamen indianischen Ursprungs durchaus sinnlos geschrieben werden. So wurde aus dem Papageiengebirge (Huacomayo = Papagei) eine Sierra de Guacomayo gemacht, und in gleicher Weise wurde das richtig Huamani genannte Gebirge, das wir eben überquert hatten, fälschlich



Derumbo (Runse) unterhalb Papallacta.

in Guamani umgewandelt, während die Indianer auch heute noch ganz deutlich ein H sprechen und nicht ein G. Dank seines Reichtums an Vokalen ist das Ketschua außerordentlich melodisch, und Tschudi, der es durch jahrelanges Studium genauer kennen lernte, schreibt in seiner Grammatik wohl nicht mit Unrecht: „Keine der gebildeten Sprachen Amerikas übertrifft das Ketschua an Fülle der Formen, an Reichtum der Wortbildung, an Schärfe der Unterscheidung und an Fähigkeit, jeden Ausdruck der Gefühle oder der Wesenheit so präzise, so mannigfaltig und so wohlklingend wiederzugeben.“

Für den auf die Ankunft am Cosanga folgenden Tag hatten wir einen Gewaltmarsch über die Sierra de Guacomayo bis zum Tambo am Rio Zondachi (sprich: Chondatschi) vorgesehen. Allein als es Abend wurde, waren wir erst einige Kilometer vom Cosanga entfernt noch diesseits des Gebirges. Erlebt hatten wir trotz des kurzen Weges mehr als genug, und im Tagebuch finden sich über diesen und die nächsten Tage folgende Aufzeichnungen:

7. Reisetag seit Quito: Lager zwischen Cosanga und Sierra de Guacomayo.

Auf die schlaflos verbrachte Nacht folgt ein grauer Nebeltag. Temperatur bei Sonnenaufgang wieder 12 Grad. Müssen fast einen Liter Petrol opfern, um ein mageres Frühstücksf Feuer zustande zu bringen. Zum Kaffee essen wir das letzte Brot. Aufzuweichen brauchen wir es nicht, denn einer der Indianer ist gestern mit seiner

Riste in den Sumpf gestürzt, und dabei ist es schon genug aufgeweicht worden. Nun liegt es in der Schüssel, und jeder nimmt sich eine Hand voll heraus. Der Polizist in Papallacta hat uns den gut gemeinten Rat gegeben, wir sollten „um Gottes willen“ an der Cosangabrücke zuerst die Träger hinübergehen lassen, denn diese sei derart morsch, daß man keinen Augenblick sicher sei, wann sie zusammenstürze. Allein zu einem Gewissenskonflikt kommt es nicht, denn die Indianer erklären gleich beim Aufstehen, daß sie früher weg müßten, weil sie sich nicht über die Brücke zu gehen getrauten und trotz ihrer Lasten lieber einen zweistündigen Umweg bis zu einer günstigeren Übergangsstelle machen wollten. Da wir keine Lust haben, sie auf ihrem jedenfalls sehr halbsbrecherischen Pfade zu begleiten, lassen wir sie ziehen und versprechen ihnen, an einer bestimmten Stelle, die mein Führer kennt, zu warten. Nachdem sie fort sind, brechen wir ebenfalls auf und betrachten uns den Übergang zunächst genauer. Die „Brücke“ besteht aus zwei total verrosteten Drahtseilen, über die eine Reihe roh zugehaener Holzstücke gelegt sind. Da das Ufer auf unserer Seite wesentlich niedriger ist, erhebt sich hier ein großes Holzgerüst, zu dem hinauf früher offenbar eine Treppe geführt hat. Leider ist diese längst zerfallen, und es bleibt nichts anderes übrig, als an einem der Stülpfosten in die Höhe zu klettern. Dabei bemerken wir, daß auch diese völlig morsch und verfault sind. Immerhin scheinen die auf der linken Seite noch etwas besser erhalten, so daß wir

gut tun werden, uns beim Übergange mehr auf diese Seite hin zu halten. Oben angekommen, läßt mir der Führer (natürlich nur aus reinsten Höflichkeitsgründen) den Vortritt. Gleich beim ersten Schritte gibt jedoch das verfaulte Holzstück, auf das ich trete, nach, und ich breche durch. Zum Glück vermag ich mich an dem Seile festzuhalten und gelange mit Hilfe meines Begleiters wieder nach oben. Nun erst sehe ich, daß auch viele der anderen Bretter ebenso verfault sind wie das erste. Am liebsten wären wir nun zum Lager zurückgekehrt, um den längst abmarschierten Trägern zu folgen. Allein nun stellt es sich heraus, daß mein Führer den Weg zu dem von ihnen benützten Übergange nicht kennt. So müssen wir wohl oder übel über die Brücke. Während mein Führer zurückbleibt und mit sichtlichem Interesse meinem Versuche folgt, schreite ich mit gespreizten Beinen, so daß jeder Fuß auf einem der unter den morschen Brettern liegenden Drahtseile steht, langsam vorwärts. Mit den Händen halte ich mich an den dünnen Drähten zu beiden Seiten, die die Stelle des Geländers versehen, und suche vor allem das Entstehen gefährlicher Schwankungen zu vermeiden. Obschon der Fluß kaum achtzig oder hundert Meter breit ist, scheint mir der Übergang fast endlos. In der Tiefe, gut zehn Meter unter mir, wälzt der Cosanga seine trüben Fluten. Da die Regenfälle das Erdreich gelockert haben, führt er eine Menge losgerissener Baumstämme mit sich, die sich an einzelnen Hindernissen stauen und wilde Strudel erzeugen.

(Fortsetzung folgt.)

Die Tabakpfeife.

Eine heiter-ernste Geschichte aus dem Leben, von Rudolf Schnezger.

Egons Tabakpfeife war nur ein kleines, flöhiges und schwarzgebranntes Ding, aber sie trieb im Laufe der Jahre Egons bessere Hälfte, die Frau Anna, zur Verzweiflung. Sie war im Leben der Frau der große Stein des Anstoßes, an den sie innerhalb ihrer Dreizimmerwohnung sozusagen bei jeder Bewegung stieß, an dem sie sich müde und verzweifelt stieß. Denn es war eine verwünschte Pfeife, in der Frau Annas Ehe- und Lebensglück langsam verkohlte.

Seit dem Hochzeitstag hatte die Frau einen endlosen Kampf gegen diese Pfeife geführt. Jahre waren seither verflossen! Ein langer Kampf war es gewesen. Und die Pfeife war heute noch der stärkere Teil. Frau Anna ver-

zweifelte, ihre Geduld war zu Staub zerrieben, ihr Kampfesmut zerbröckelte wie eine alte Mauer. Sie fühlte: die Tabakpfeife blieb Meister im Hause, sie selbst, die Hausfrau, würde gleichsam deren Magd werden, würde zu einem dienstbaren Geist dieses zerbissenen, übelriechenden Dinges erniedrigt. Es war eine verzauherter Pfeife, die sich nicht bändigen ließ. Hunde, Katzen, Kinder, Männer und Frauen, ja selbst ganz wilde Tiere, konnten erzogen werden, nur diese Pfeife ließ sich nicht bezwingen. Ihr konnte es nicht beigebracht werden, daß sie an einem bestimmten Plätzchen zu ruhen und nicht in der ganzen Wohnung herum zu vagabundieren habe. Dieser dunkelbraune Knirps war über-